

(Nachdruck verboten.)

32]

Die flucht.

Von A. Bagrynowski.

„Er lügt vielleicht, um uns mit den Fremden zu entzweien.“ meinte der Adjunkt vorsichtig.

„Aber Panteleon hat mir auch erzählt, die Professoren im Seminar sagten dasselbe.“

„Eine schöne Geschichte! . . . An Gott glauben sie nicht. Wie konnten sie nur so frech sein, bei uns zu landen?“

„Die Regierung flößt ihnen nicht den geringsten Respekt ein. Alle vier Jahre wählen sie einen Präsidenten. Und wenn ihnen der nicht mehr paßt, — dann fort mit ihm, und es wird ein neuer gewählt,“ erzählte der Lehrer dem Kommandanten, der sich die Ohren voller Feingefühl zuhielt, um diese haarsträubenden Redereien nicht anhören zu müssen.

„Und wo werden sie denn getraut?“ fragte die Frau Lehrer plötzlich.

„Ach, das ist ihnen ganz schnuppe. Am liebsten lassen sie's ganz bleiben. Dort sind alle frei und gleich. Da kann man so recht genießen, gnädige Frau!“ rief Denisjoff lebhaft.

„Und die Kinder?“ flüsternte die Popensfrau schüchtern.

„Sie haben Häuser, gnäd'ge Frau, wo alle Kinder erst mit einer Nummer versehen und dann erzogen werden. Wie heißt das doch, Panteleon?“

Panteleon, der Denisjoff überall nachfolgte wie sein Schatten und alles nachmachte, was sein Freund that, wurde ganz rot, denn er hatte seine Blicke eben zu einer selbständigen Erforschung der Geheimnisse angeheftet, die sich hinter der tiefausgeschnittenen Taille der Frau Lehrer verbargen.

„Der Staat — ja ja, der Staat ist von der Kirche getrennt!“ stammelte er, von den forschenden Blicken seines Freundes verwirrt.

„Allmächtiger Gott! Aber dann weiß ja niemand, woran er ist, und das muß zu furchtbaren Tragödien führen. Brüder verliehen sich sicher in ihre Schwestern, Väter in ihre Töchter. Alles ist erlaubt! Unglückliches Land! Alles liebt sich — ohne Wahl! Mein Gott, mein Gott!“ fluchte „Madame Angöt“.

Die minder vornehmen Gäste hielten unterdessen mit der Haushälterin Rat, und endlich erklang das längst erwartete:

„Unser Zsprawnik, der soll leben!“

„Hoch! hoch! hoch! hoch!“

In demselben Augenblick ging die Küchentür auf und zwei Kosaken brachten einen ungeheuren Lachs herein, der ganz in Teig gebacken war. Das war „der Pjerog“.

„Hoch! hoch! hoch! hoch!“

Unser geliebter . . .“

lörnte es durch den dichten blauen Tabaksdunst, der aus dem Rauchzimmer eingebrungen war und nun, vom Lufthauch bewegt, hin- und herwallte.

Die untergehende Sonne schickte ihre Strahlen durch die Glastafel, die der Wärme halber am Fenster angebracht war, und ließ den Pjerog auf dem Tische in allen Farben des Regenbogens erglänzen. Teller und Gabeln in der Hand, traten die Gäste feierlich an den Tisch.

Sie aßen begierig, tranken aber noch begieriger.

Die Unterhaltungen wurden immer lauter. Die Gäste kümmerten sich nicht mehr um den Hausherrn. Ein Toast folgte dem andern; die Gläser klangen, und alles schrie und trank, trank ohne Maß. Der „Ungemischte-vaterländische“ floß nicht nur in die Kehlen, sondern auch auf den Tisch, auf den Fußboden, floß in Strömen. Plötzlich erschallte, das Klirren der Gläser, das Streiten und Lachen übertönend, das ausgelassene Lied:

Gal Sehl! Den Fluß hinunter,
Den Kasanstrom hinunter
Schwimmt ein grauer Enterich
Oj, luti, la! Oj, luti, la!

Die ganze Gesellschaft fiel in die Melodie ein und sang den Refrain:

Schwimmt ein grauer Enterich!

Tscherewin benutzte die allgemeine Bewegung, um sich der Frau des Arztes zu nähern.

„Warum sind Sie heute so traurig?“ fragte er halb laut.

„Ich weiß es nicht! Es ist immer so: je lustiger es um mich hergeht, desto trauriger ist mir zu Mute. Ich weiß selbst nicht, wie das kommt, denn ich bin gern in Gesellschaft und mache auch gern Toilette. Wenn ich den Putz anlege, der noch aus besseren Zeiten stammt, ist mir immer, als kehre ein Schatten von dem zurück, was unwiederbringlich verloren ist.“

„Ich begreife Sie! Sie sind auch in der Verbannung, in einer freiwilligen, das ist wahr, aber doch bleibt es Verbannung.“

Die Frau seufzte.

Deine gold'nen Locken,
Dein schönes gold'nes Haar
Will ich kämmen und flechten —

sang der Solist in den höchsten Tönen.

Und der Chor wiederholte:

Oj, luti, la! Oj, luti, la!
Will ich kämmen und flechten.

„Wir mußten die Stelle hier annehmen. Mein Mann hatte gar keine Praxis und auch die Hoffnung verloren, eine Anstellung im europäischen Rußland zu bekommen,“ fuhr die junge Frau fort. Tcherewin sprach von dem schlechten Einfluß, den Dschurdschnj auf den Doktor ausübe. Aber ihre Unterhaltung wurde von Denisjoff unterbrochen, der, auf Panteleon gestützt, auf sie zukam. Beide waren betrunken und musterten die am Tische sitzenden Damen mit blühenden Augen. Die letzteren waren auch sehr aufgeräumt, schenkten einander die Gläser immer wieder voll und hielten die leerwerdenden Flaschen mit „zarten“ Liqueuren gegen das Licht.

„Wem willst Du vorgestellt werden?“ Sag' mir, welche von ihnen Dir am besten gefällt, ich will Dir die Wege ebnen. Ich scheue keine Mühe, wenn's gilt, meinem Freunde einen Gefallen zu thun,“ rief Denisjoff.

Panteleon machte eine Handbewegung, die verschieden ausgelegt werden konnte. Dieser unverhohlene Angriff erschreckte die Damen ein wenig. Die Frau Diafonus führte das Taschentuch an die Augen. Frau Barlaamowa erhob sich; die Frau des Popen wurde ganz bleich. Nur die Frau Lehrer blickte die Angreifer furchtlos an. Aber die hatten es diesmal auf die Gattin des Arztes abgesehen und hatten nur für diese Augen.

„Eine Tournüre, sag' ich Dir! Schade! Für uns ist das nichts! Da machen sich schon andre niedlich. Wir müssen geduldig warten, bis wir an die Reihe kommen. Nicht wahr, . . . Herr . . . Herr Tcherewin?“

Tcherewin, der anfänglich die Absicht hatte, die Unart zu ignorieren, wandte sich jetzt, als sein Name genannt wurde, an den Uebermütigen und faßte ihn bei der Hand.

„Kommen Sie, kommen Sie! Der Zsprawnik läßt Sie rufen,“ jagte er und führte ihn vom Tische hinweg.

„Was geht mich der Zsprawnik an? Ich bin frei . . . und gleich! . . . Ich will nichts von einer Regierung wissen!“

Aber der Zsprawnik kam schon herbei, und als er die letzten Worte hörte, gab er den Kosaken einen Wink. Nach kurzem Kampf wurde Denisjoff den Armen des weinenden Panteleon entrisen und in die Küche abgeführt.

Der Lehrer sang, von dem Auftritt begeistert, aus vollem Halbe ein revolutionäres Lied.

„Das kommt davon, wenn man mit den politischen Verbannten Freundschaft schließt, mit den Feinden von Thron und Altar,“ jagte Kosloff empört.

Der Adjunkt wiegte den Kopf träumerisch im Takte des Liedes.

Da brachte ein furchtbarer Schrei alle zur Besinnung.

„Kollege, zu Hilfe! Ich sterbe!“

Die Frau des Arztes und Tcherewin erkannten die Stimme und sprangen auf. In der Mitte des Saales stand der Doktor mit weitgespreizten Beinen und schlug verzweifelt mit den Armen um sich. Aber es gelang ihm nicht, von der Stelle zu kommen. Neben ihm stand Vater Makij, goß ihm salbungsvoll kaltes Wasser auf den Kopf und flüsterte:

„Ich taufe Dich . . .“

„Was soll das heißen, Hochwürden? Lassen Sie ihn in Ruhe! Fliehen Sie, Doktor!“

„Ich — kann nicht . . . Die Welt dreht sich im Kreise mit mir!“ stöhnte der Doktor weinerlich.

Das Glas wurde Vater Matij aus der Hand genommen und der unglückliche Doktor mit Beileidsbezeugungen überschüttet.

Aber kaum hatte sich die allgemeine Bewegung gelegt, als die Anwesenden wieder von einem Schrei aufgeschreckt wurden, der diesmal von der Thür herkam.

„Der Amerikaner! . . . Ich bin ein freier Amerikaner . . . Platz da! Ich komme!“

Alles sah sich erstaunt um; die Frauen aber flohen, sich die Augen zuhaltend, aus dem Saal. In der Thür stand Denijoff im Adamskostüm. —

Einige Stunden später kam der echte Amerikaner. Es war der Offizier eines Schiffes, das im nördlichen Eismeer gestrandet war. Der Isprawnik wurde aus dem Schlafe geweckt, tauchte den Kopf schnell in kaltes Wasser, kleidete sich an und trat ins Wohnzimmer, in dem sich die Düste des Trintgelages noch fühlbar machten.

Der Fremde sah am Tische und sah mit einem schwarzen, blitzenden Auge wie abwesend vor sich hin. Das andre war mit einer schwarzen Binde verbunden. Seine Bewegungen, die Art, wie er aufstand und den Hausherrn begrüßte, sagten dem Isprawnik, daß er einen Mann der besten Gesellschaft vor sich habe. Das ernüchterte ihn vollends, und er empfing den Gast mit ausgesuchter Höflichkeit.

Aber in der Küche wurde seine Ansicht keineswegs geteilt.

„Denk' Dir nur, meine Liebe: er hat die Kuchen aufgeessen . . . meine schönsten Kuchen!“ klagte die Haushälterin einer Nachbarin ihr Leid.

„Alle?“

„Ja, alle, die ich auf den Tisch gestellt hatte.“

„Was Du sagst! Wie ich sehe, haben diese Amerikaner nicht nur keinen Gott und keinen Kaiser, sondern sie sind auch scham- und sittenlos.“ meinte die Bürgerin, und dieses Urteil wurde vom ganzen Städtchen eifrig bestätigt.

8.

Der einäugige Offizier war die erste Schwalbe gewesen, die das Nahen der Schiffbrüchigen angekündigt hatte. Die gemächlichen Bürger von Dschurdshaj fanden, er sei geschwind wie der Wind durch die Stadt gestiegen. In Wahrheit aber hatte er zwei Tage dort bleiben müssen, denn es war unmöglich gewesen, die nötigen Pferde schneller aufzutreiben, oder den Proviant, der für die Weiterreise nötig war, eher herbeizuschaffen und zu verpacken. Als sich die Einheimischen überzeugt hatten, daß der „Amerikaner“ weder auf allen Vierern froh, noch Menschenfleisch aß, hätten sie ihn für ihr Leben gern länger dabehalten, denn selbst ein „überseeischer Kezer“ konnte Abwechslung in ihr einförmiges Leben bringen. Aber der Offizier hatte es eilig gehabt.

„Mein Auge,“ hatte er höflich auf alle Aufforderungen, länger dazubleiben, geantwortet. „Mein Auge!“

Samuel, der sein Dolmetscher gewesen war, meinte zwar, es sei ihm weniger um sein Auge zu thun, als um ein Telegraphenamt, von dem aus er eine Kunde in die Heimat schicken könnte, eine Kunde von „denen, die da leben, und denen, die gestorben sind“. Trotzdem hatte er alles gethan, was in seinen Kräften stand, um den Fremden so bald wie möglich in die Lage zu bringen, Dschurdshaj den Rücken kehren zu können.

Die Genossen hatte ihm aufgetragen, den Amerikaner um tausenderlei Dinge zu befragen, ja sogar verlangt, er möchte den Fremden zu ihnen bringen, aber Samuel hatte darauf stets geheimnisvoll geantwortet:

„Sein Auge! . . .“

„Ach, was geht uns sein Auge an!“ rief dann Niehorski mißmutig. „Wir würden ihn doch nicht zwingen, ins Teleskop zu sehen . . . Es handelt sich um einige Winke . . .“

„Bald kommen andre nach. Wartet lieber!“ suchte ihn Samuel zu überzeugen.

„Natürlich, das ist doch selbstverständlich!“ meinte Arkanoff.

„Ihr sollt sehen, das Ende vom Liede wird sein, wir werden alle einzig um des Redens willen arretiert. Kennt Ihr den Mann? Wißt Ihr, ob er Vertrauen verdient? Er ist im stande, uns beim Isprawnik anzuzeigen!“

„Fragen heißt noch nicht alles sagen . . .“ wehrte sich Niehorski, aber er mußte doch einsehen, daß es geratener sei, noch zu warten.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Kunstsalons.

Der Kunstmarkt Berlin erfreut sich anscheinend eines so regen Interesses von seiten des Publikums, daß selbst die Sommermonate in die Ausstellungen keinen Stillstand bringen. Die Konkurrenz zwingt dazu, immer wieder die Bilder zu wechseln. Und wenn auch viel Neues nicht dabei herauskommt, so ist doch der Ruf eines umsichtig geleiteten Salons gewahrt. Man kann Monate abwesend sein, und wenn man dann wiederkommt, sieht man mit Erstaunen, daß diese Bildergeschäfte wie jedes andre geschäftliche Unternehmen kein Ausruhen kennen. Früher brachte der Sommer Erholung und Ruhe. Jetzt fällt auch diese Rücksicht.

Dabei fällt eines auf. Gerade wenn man aus den Gegenden zurückkommt, in denen Kunst und Kultur traditionell zu Hause ist, aus Süddeutschland, bemerkt man mit Erstaunen, wie einseitig eigentlich das Bild ist, das die Berliner Salons ihrem Publikum vorführen. Eine Stadt wie Berlin sollte seinen Ehrgeiz darin setzen, umfassend die malerischen Bestrebungen Deutschlands zur Geltung zu bringen. Um die zu sehen, muß man jedoch von Berlin Abschied nehmen. Es regen sich in den andern Teilen Deutschlands so viel neue Ansätze, die Berlin ignoriert. Und so ist schließlich Berlin nicht ein Mittelpunkt künstlerischen Schaffens, sondern auch nur ein Teil für sich, nichts Umfassendes, sondern ein Einzelnes. Wenn die Kräfte, die in Süddeutschland und am Rhein sich regen, erst ganz ihrer Bedeutung sich bewußt sein werden und aus ihrer begonnenen lethargie aufgerüttelt sind — Zeichen davon sind allenthalben bemerkbar — dann wird es um Berlins künstlerischer Führerschaft ängstlich bestellt sein. Städte wie München und Düsseldorf, die politisch und social nicht so beengt sind, werden einen großen Vorsprung gewinnen. Und die Kultur dieser Ländertriche, die auf dem Altertum und dem Mittelalter fest ruht und organisch aus ihnen hervorgewachsen ist, giebt ganz andre Gewähr für freie Entwicklung, als das sich international gebärdende und doch kleinstädtische Berlin. Eine so feine und vorurteilsfreie Ausstellung wie sie Dresden dies Jahr zusammenbrachte, wird Berlin nie haben. München leistet sich die erste Ausstellung des deutschen Künstlerbundes. Darmstadt hat seine auf Erneuerung der Architektur und des Kunstgewerbes gerichteten Bestrebungen. Weimar beruft van de Velde, L. v. Hofmann, Olde, Schulze-Naumburg; Düsseldorf Peter Behrens. Hier, in Düsseldorf, bildet sich allmählich ein festes Centrum zur Erneuerung rheinischer Kultur. Köln baut sich ein eignes Ausstellungsgebäude. Das Vahrenth des Schauspielers soll in Düsseldorf gebaut werden. Kurz, wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir zugeben, daß über ganz Süddeutschland, das schon in seiner geographischen Lage, in seinen klimatischen Verhältnissen so begünstigt ist, allmählich sich ein Netz ausspannt, das seine festen Punkte in den genannten Städten besitzt. Werden diese Städte erst, wie es jetzt beginnt, sich ganz klar über ihre Leistungsfähigkeit sein, werden sie die mangelnde Technik in gründlicher Arbeit nachgeholt haben — der ganze Vorsprung Berlins beruht im Grunde auf der geschäftsmännlich klugen Erkenntnis, wo augenblicklich Gutes existiert, das importiert werden kann, eine Ueberzicht, die erleichtert wird durch die Möglichkeit, viel und rasch zu sehen. Wer mit Gewandtheit sich im Ausland umsieht, wird gegenüber dem, der in seinen Pfählen bleibt, im Vorteil sein. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß der gewandte Reisende, bei dem man aus Unkenntnis oft für Originalität nimmt, was nur Nachahmung ist, deren Quelle man nicht kontrollieren kann, mehr ist als der aus dem Eigenen schöpfende ruhende Geist. Es wird sich über kurz oder lang zeigen, daß die fest im Eigenen wurzelnde Originalität nicht in der Berliner Kunst zu suchen ist, sondern in den Städten, die über eine Kultur der Vergangenheit verfügen. Und gegen die großzügige Art mit der jetzt dort unten, wenn einmal ein Ziel erkannt ist, die Verwirklichung desselben ohne offizielle Rücksicht durchgeführt wird, wo wirkliche Künstler die Aufgaben bestimmen und lösen, während das bei uns Sache der Ministerien, Akademien und höfischer Günstlinge ist und bleibt, wirkt Berlin kleinstädtisch. Die künstlerischen Aufgaben, die einer Großstadt wie Berlin gestellt sind, liegen nach ganz anderer Richtung und richten sich hauptsächlich auf die Ausgestaltung einer neuen und mächtigen Architektur. Aber auch hier wird es immer wieder durch die Faktoren beengt, die ihm auch in den oben angegebenen Fällen hinderlich sind. Kurz gesagt, es muß entschieden werden, ob Berlin nur Residenz ist oder außerdem auch ein großes, mächtiges, sociales Gemeinwesen. Während hier die künstlerische Entwicklung zur Marktfrage herabsinkt und so die ganze Zukunft dem Zufall der — nicht urteilsfähigen, der Mode nachlaufenden — reichen Kaufkreise überliefert wird, während die großen architektonischen und plastischen Aufgaben von offiziellen Rücksichten geleitet sind, giebt es jetzt — oder es beginnt es wenigstens zu geben — im Süden Deutschlands, Centren, Kräfte, die mit fester Hand das Schiffelein steuern wollen, die nach bestem Wissen und Gewissen das suchen, das der großen, socialen Vielheit dienen soll.

Es sind immer die gleichen Richtungen, denen wir jahraus, jahrein in den Salons begegnen. Jeder Salon pflegt sein Genre. Und so finden wir auf dem ersten Rundgang nach der sommerlichen Pause überall die bekannten und längst geprägten Physiognomien. Es bringt das Geschäftsleben mit sich. Jeder, der etwas erreichen will, muß klar seinen Willen zur Schau tragen, wird er dadurch auch zu einer Einseitigkeit gezwungen, die dem Ganzen schadet. Um der Deutlichkeit willen müssen die Feinheiten fallen. Feindschaften und Excentricitäten werden aufgezwungen. Und so ver-

liert man leicht das große, gemeinsame Ziel und die Freude an dem Auf und Ab der Entwicklung, die im Grunde keines Strebenden Feind ist.

Da ist der Salon Schulte. Er kultiviert nicht mehr ganz so ausschließlich wie früher die Durchschnittsware, die leicht Käufer unter dem Publikum, das hier verkehrt, findet. Diese wird, wenn sie auch noch überreichlich vorhanden ist, doch ein wenig zurückgedrängt. Cassirer brachte und bringt die Franzosen in Mode. Gut, nun will Schulte auch seine Franzosen haben. Der gute Ton verlangt es und das Publikum will es so. Es will nicht, daß es heißt, es sei zurückgeblieben. Leider hat sich Schulte auch in diesem Fall auf ein halbwegs anständiges Mittelmaß beschränkt. Es sind lauter französische Namen, jawohl. Aber so ist es nun doch nicht, daß jeder Franzose nun gleich ein Malgemie ist, das verdient, über die Grenze nach Berlin, in die Hauptstadt des deutschen Reiches, gebracht zu werden. Fernand Le Gout Gérard malt in hunter Manier italienische Szenen, meist aus Venedig. Ein eigener Accent ist nicht bemerkbar. Es sind Bilder, wie man sie eben in die gute Stube hängt, ohne daß sie auffallen. Victor Bignon hat einige Landschaften da, die gefällig und angenehm einen Ausschmitt der Natur wiedergeben. Wären die großen französischen Landschaften nicht gewesen, sie würden wahrscheinlich nicht existieren. Feiner ist schon Friß Thaulow, der namentlich das Wasser zu guten Stimmungen verwendet. Harry van der Weijden ist ohne jede persönliche Note, Eugène Joors malt Stillleben in der auch bei uns sattem bekannten glänzenden (übelartigen) Manier und Paul Cain und Raoul Gardier sind so gelebt und glatt wie einer. So fragt man sich zum Schluß, weshalb die Mühe des Transportes aufgewendet wurde. Ohne daß wir uns überheben, kann man dreist behaupten, daß wir Kunst gleichen Wertes leicht selbst aufgebracht hätten. Eine ganze Reihe von Aquatellen aus Babylon und Syrien sind noch ausgestellt. Der Leiter der Ausstellungen, die die deutsche Orientgesellschaft in Kalat Schirgât veranstaltet, hat sie gemalt, M. Andrae. Für ein wissenschaftliches Werk über diese Ausgrabungen, als Illustrationsmaterial, mögen sie Wert besitzen. Künstlerisch sagen sie uns nichts. Es ist die übliche Orientmalerei, an der wir, — wenn ein künstlerisches Urteil herausgefordert wird — schon lange genug leiden. Am anziehendsten in der jetzigen Ausstellung sind eine Reihe kleiner Bronzen des temperamentvollen Carabin. Sie sind schon einige Zeit bekannt. Namentlich ein paar Statuetten, die die Schlangentwindungen der Serpentintänzerinnen festhalten, sind mit künstlerischer Ferve gearbeitet.

Der Salon Schulte pflegt also das gute Durchschnittmaß, das am meisten Aussicht hat, von der breiten Masse des Publikums gelobt und gekauft zu werden. Er hat einen Konkurrenten in dem „Kunstlerhaus“ in der Bellevuestraße, dessen prunkvolle Räume dazu herhalten müssen, die Arbeiten mittelmäßiger Talente aufzunehmen. Augenblicklich finden wir hier den „Berliner Künstlerbund“. Richard Kaiser versucht sich an Motiven, die leider schon zu sehr Schablone sind, um, mit einer nur leidlichen, wenn auch kräftigen Technik vorgetragen, eine Wirkung noch auszuüben. Wenn solche Motive — Dorfkirchen — noch etwas sagen sollen, müssen sie feiner, persönlicher sein. Albert Klingner packt derb zu. Er gestaltet dekorativ. Manche seiner Studien sind nicht ohne Reiz. Er scheint wirklich etwas dekoratives Talent zu besitzen. Aber noch muß er manche Außerlichkeit überwinden und abstoßen, wenn er mehr als Augenblickswirkung erstrebt. Albert Wänne's Kunst ist ebenso haltlos und schwach, wie die Vorwürfe, die er sich wählt, schwebende Gestalten, die in der Luft umhergondeln. August Unger besteht zum großen Teil aus Nachahmung.

Diese beiden Salons also haften immer noch allzusehr am Gegenständlichen. Sie erfüllen nicht einmal das erste Erfordernis: eine gute Qualität des Technischen zu bieten. Dieses Streben — technisch gute Bilder wenigstens zu zeigen — hält der Salon Cassirer immer aufrecht. Es ist ein richtiger Instinkt, daß er darauf dringt, daß die Maler malen können müssen. Nicht jeder kann ein Malgemie sein. Aber wer den Pinsel führt, kann einwandfrei malen lernen. Darum gewährt ein Gang durch die Säle dieses Salons mit am meisten Genuß. Man wird nichts finden, das den Geschmack beleidigt. Er übt eine gute Erziehungsmethode, dieser Salon. Der Leiter dieses Salons scheint sich zudem wohl bewußt zu sein, daß große Kunst auch auf diesem Wege nicht anzufragen werden kann. Da muß noch jenes Mehr an Persönlichkeit hinzukommen, das in den Mann zwingt, imponiert, das eine Gabe, ein Geschenk ist und nicht Produkt der Erziehung.

In der jetzigen Ausstellung läßt dieser Salon, der es sich angelegen sein läßt, die Kunst von dem Gegenständlichen zu befreien und das Publikum auf die Vorzüge der Technik aufmerksam zu machen, wohlgeordnet alle die Streitkräfte aufmarschieren, denen er sich widmet. Es sind die bekannten Namen, denen wir hier immer begegnen. Da sind erstens die Franzosen Manet, Monet, Pissarro, Cézanne. Manet groß im Figürlichen, Monet mächtig im Landschaftlichen, Pissarro, der so subtil die feinsten Luftstimmungen in der Natur festhält, das Schwirren und Flirren des Sonnenlichts im Wald und über Wiesen, und Cézanne, dieses eigentümliche, starke Talent, von dem im letzten Winter schon ausführlich die Rede war. Dann folgen als zweite Truppe die deutschen Vorkämpfer. Liebermann mit einigen vorzüglichen Studien und Bildern — Sonnenlicht auf Waldwegen und in Höfen —, in jenem breiten und schönen, fastigen Ton gemalt, die den besten Arbeiten dieses

Künstlers eigen ist, Enevogt mit einigen temperamentvollen Studien, Trübner giebt seine Landschaften, deren graues Grün so vornehm wirkt, und Leistikow. Zum Schluß kommt dann noch die Gruppe der Jungen, R. Breher, Ulrich und Heinrich Hübner, und Kardorff.

Keller und Reiner geht nicht in derselben schroffen Art eigene Wege. Er will für die moderne Kunst dasselbe sein, was Schulte der alten Kunst war: Kaufmarkt. Er möchte immer Schlager haben. Und er braucht dazu Künstler, die ein wenig in Stimmung machen. Stimmung, die sich nur die ganz Großen sollten erlauben dürfen. Augenblicklich rückt er in den Mittelpunkt das plastische Werk Stephan Sindings: „Anbetung“. Vor einer nackten Mädchengestalt, die auf einem Sockel sitzt, kniet ein Jüngling. Sinding ist so recht ein Künstler für Keller und Reiner. Weich, gefällig, zahm, dabei nicht ohne technische Begabung, sucht er sich immer solche Motive, die auf die Gunst des Publikums rechnen können. Jede herbe, strenge Note fehlt ihm. In der „Anbetung“ stört die Größe der Ausführung. Solche „Idee“ verträgt nur eine kleine, skizzenhafte Ausführung. Ins Große übertragen wird sie zimperlich, affektiert. Ja, auf die Dauer wirkt die er Jüngling, der dem Mädchen die Knie küßt, lächerlich. Es sind hier geheime Gesetze nicht beachtet, die sich rächen.

Den Hauptaal füllen die Worpsewer, Moderohn, Hans am Ende, Oberbed. Auch von ihnen war schon ausführlich hier die Rede. Moderohn geht dem Spul der Moorlandschaft nach, Ende entnimmt der Landschaft frühlingssarte Stimmungen, Oberbed wirkt durch die Frische seiner Auffassung. Sie alle zusammen geben in dieser Gesamtheit ein volles Bild der Worpsewer Luft. Es ist die ganze Natur, die sie uns bringen. Von den Bildern Otto Sindings, des Bruders des Plastikers, ist nicht viel zu reden. Es ist gute Durchschnittsarbeit.

In den andern Sälen, die diesmal auch für Bilder verwandt sind — die Wände sind mit grauem Stoff bepannt worden, von dem die Bilder sich gut abheben —, giebt es eine kleine Elite-Ausstellung. Zwei warme Landschaften von Thoma, zwei Bilder von Bödlin „Melpomene“ (mit rotem Gewand) und „Gottfried Keller“, ein Veibi (Porträt) und einige kleine Bildchen von Ulrich in seiner schönen, lyrischen Art. Von Bödlin ist auch der „Frochtönig“ da, ein kleines plastisches Werk. So wirkt Keller und Reiner durch die Masse seiner Darbietungen, es kommen noch Möbel-ausstellungen und kunstgewerbliche Gegenstände hinzu. Auch ein Leseraum zieht das Publikum an. Der Salon wirkt daher wie ein modernes Kunst-Kaufhaus. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

— Die Vogelwelt der Alpen. In der Frankfurter Vereinigung für Vogelschutz und Vogelliebberei sprach kürzlich Herr R. Kullmann über die Vogelwelt im Engadin. Er führte nach der „Frankfurter Zeitung“ unter andern folgendes aus: Je nach der Wald- und Wiesenformation finden sich im Engadin nicht nur eine große Anzahl unserer heimischen Säger in alpiner Verfärbung, sondern in der Nähe der Gletscher Alpenvögel, die nur in Gebieten über 200 Meter vorkommen. In dem noch mit Laubholz ziemlich bekränzten Thufis treffen wir als Säger noch unsere Amstel, Garten-Grasmücken, Schwarzplättchen, Müllergrasmücken, Bachstelzen, Zauntönige, alle Reisenarten usw. Auf dem Schnepf, der sich anschließt, klingen die letzten heimischen Vogelstimmen an unser Ohr. Erst bei Bad Albenoe, Vergün, Preda und Filisur wird's in den künstlich geschaffenen Paranlagen wieder belebter. Nach der Albulapaf-Höhe zu, bei dem Orte Weihenstein, verschwindet das Vogelleben wieder nahezu gänzlich; nur die klagenden Töne des Brachibiers wechseln mit dem schrillen Pfiff des Murmeltieres. Die Pashöhe bergab schreitend erreicht man das romantische Ponte, einen lieblichen Ort, der uns wieder der Vogelwelt näher rückt. Von hier aus gelangt man durch fastige Alpenwiesen nach Pontresina, das ein wahres Dorado für unsere gesiebten Säger ist. Wunderbare Alpenwiesen wechseln mit lang sich hinziehenden Anlagen bis zum Roseg- und Morteratsch-Gletscher. Hier ist vor allem einer unserer schönsten und seltensten Vögel, der Alpenmauerläufer, der biologisch noch wenig erforscht ist, heimisch. Der Vortragende konnte ihn im Verlauf von fünf Jahren am Nest eingehend studieren. Außer dem Mauerläufer sind als ausgesprochene Alpenvögel anzugehören: die Gebirgsbachstelze, der Schneefink, die Schneeammer, die Alpenlerche, das Schneehuhn und die Alpenmeise. Als gemeine Alpenvögel seien die Alpenkrähe mit rotem Schnabel und gelben Weinen und die Alpendohle mit rotem Schnabel und gleichen Weinen, der spitzschnäblige Tannenhäher, die alpin gefärbte Misteldrossel, der Grün- und Dreizehenspecht registriert. Unstre heimische Vogelwelt ist vor allem durch das Hausrotschwänzchen in alpiner Verfärbung bis in die Schnee- und Eisregion überall anzutreffen. Ferner beobachtete der Redner Zauntönig, Goldhähnchen, Baumläufer, Alpenmeisen, Baumbiber in den Anlagen und die eigentümlich gefärbten Stein- und Wiesenschmayer, graue Bachstelzen und unsere allbekannte Singlerche in den Wiesen. Der Gesang der Lerche in solch hohen Regionen berührt den Vogelfenner ganz eigentümlich. Im Orte Pontresina selbst finden sich wenige Hausdwalben neben einer um so größeren Zahl von Mauerseglern. Der Abzug der letztgenannten Vögel nach Italien über den Viz- Julier wurde von dem Vortragenden schon am 24. Juli beobachtet.

Der außerordentlich frühe Anzugstermin war durch das frühe Abmähren der Alpenwiesen bedingt. Zur Vervollständigung der Vogelwelt will man in den Thälern von Pontresina unsere deutsche Amsel aussetzen. —

ge. „Wettermacher“ in Dänemark. In manchen Teilen Dänemarks besteht noch die Sitte des „Wettermachens“. Mann und Frau, Mägde und Kinder, jeder macht in seinem Monat und an seinem Tage das Wetter, d. h. das Wetter, das an seinem Geburtstag eintritt, wird seiner Einwirkung zugeschrieben. Ist das Wetter schlecht, so heißt es von der betreffenden Frau, sie „rajet“; stürmt es, so „schilt sie ihre Knechte und Mägde“; ist es nebelig, so ist sie „mürrisch“; scheint die Sonne, dann „lächelt“ sie; regnet es, dann „weint“ sie; fällt Schnee, so „schüttelt sie „Hebe“ (= Berg). Will ein Dörfler verreisen, so fragt er: „Wer wird morgen das Wetter machen?“ „Die Frau des Jürgen Hansen!“ „Dann haben wir nur schlechtes zu erwarten, denn die ist immer böse und zornig.“ Ist das Wetter an einem Tage schön, so wird die Frau, die es gemacht hat, gerühmt, und man fragt: „Was kann die Frau des Peter Christjan so froh gemacht haben?“ Und eine Nachbarin bringt ihr ein Töpfchen Kaffee oder eine Wurst als Dank in ihr Haus. — „Was mag doch dem Hans Lund so zuwider sein, daß es so stürmt?“ fragt der benachbarte Bauer, nimmt einen Ziegelstein und einen Teller, verdirgt beides unter dem Noth und tritt in Hans Lundens Thür, legt dann den Backstein vorsichtig auf den Teller und spricht: „Vielleicht fehlt Dir etwas, womit Du Deine Augen trocken kannst; sei so gut!“ — Hans Lund geht auf den Scherz ein, er bietet dem Nachbar einen Stuhl, einen Schnaps und ein Butterbrot für seinen guten Willen an. Es ist nämlich in Dänemark ein weitverbreiteter Volkswitz, einem Menschen, der traurig ist und weint, einen Backstein darzubieten, damit er etwas habe, um sich zu trocknen. Tritt schlechtes Wetter ein, so wird der Wettermacher auch noch auf andre Weise gehänselt; die Nachbarinnen hängen ihm heimlich einen Stehrbesen mit unreiner Hebe verziert außen ans Fenster; macht er aber gutes Wetter, so wird der Besen mit bunten Bändern geschmückt. Tritt Regen oder Schnee ein, so fragt man die wettermachende Frau: „Heute schüttelst Du wohl Hebe?“ Zum wettermachenden Wanne spricht man: „Es scheint mir, Du krämpelst Schweineborsten!“ —

Medizinisches.

en. Eine Verbesserung des Impfvorgangens. In einer vorläufigen Mitteilung an die „Wiener klinische Wochenschrift“ beschreibt Dr. Hugo Goldman ein neues Verfahren für Verbesserung der Impfung. Es handelt sich um die Vornahme der Impfung unter rotem Licht, wie sie Dr. Goldman zunächst an 40 Kindern erprobt hat. Das Mittel ist sehr einfach. Das Zimmer wurde wie eine photographische Dunkelkammer mit einer roten Lampe beleuchtet und nach erfolgter Impfung wurde der Arm des Impflings mit dichten, roten Binden umwickelt; der Verband wurde dann bis drei Wochen lang an seiner Stelle belassen. Von 20 auf beiden Armen geimpften Kindern wurden 10 besonders behandelt, indem der eine Arm rot verbunden wurde. In allen Fällen, in denen der geimpfte Arm ungeschützt vor dem Tageslicht blieb, traten die bekannten Erscheinungen auf: mehr oder weniger starke Eiterung der Pusteln, Rötung der Umgebung, Schwellung der Lymphdrüsen, Fiebertemperatur, Unruhe, Schlaflosigkeit, kurz die ganze Bescherung, wegen welcher der Impfwang von seinen Gegnern verabscheut wird. Die Eltern der Kinder dagegen, die nach dem Rotlichtverfahren behandelt wurden, erklärten, man wisse gar nicht, daß das Kind geimpft sei. Die Untersuchung ergab auch, daß die Achseldrüsen überhaupt nicht geschwollen waren, und die genauere Prüfung der Impfstelle, bei der natürlich auch wieder das Tageslicht ausgeschlossen und nur rote Beleuchtung verwandt wurde, zeigte, daß die Pusteln gar nicht entzündet erschienen; sie waren kreisrund und hoben sich etwa wie kleine Warzen von den völlig normalen und nicht im geringsten gereizten Umgebung ab. Bei den Kindern, die auf beiden Armen geimpft und verschieden behandelt wurden, hatten die Pusteln auf dem nicht geschützten Arm ganz das gewöhnliche eiterige, entzündliche, auf dem geschützten Arm aber das eben beschriebene gutartige Aussehen; auch waren am ersten Arm die Drüsen der Achsel geschwollen und bei jeder Berührung schmerzhaft. Weiterhin stellte sich heraus, daß der milde Verlauf auch noch erreicht wird, wenn der rote Verband erst 2—3 Tage nach Vornahme der Impfung unter Rotlicht angelegt wird. Dagegen darf der Verband, wenn er sogleich hergestellt wird, nicht schon nach 2—3 Tagen abgenommen werden. Endlich scheint das Rotlichtverfahren noch einen Vorzug zu haben, auf den namentlich das weibliche Geschlecht Wert legen dürfte: die Impfnarben verschwinden nämlich fast völlig, so daß kein schöner Arm mehr sichtbar dadurch entsteht zu werden braucht. Nun kommt aber der wichtigste Einwand gegen diese Neuerung: Wenn die Impfung so gutartig verläuft, nützt sie wohl auch nichts? — Das wäre freilich das Todesurteil des ganzen Verfahrens. Dr. Goldman glaubt aber beweisen zu können, daß dieser Einwand unzutreffend ist, denn er hat einige Kinder, die vorher unter Rotlicht geimpft waren, nach 5 Wochen auf gewöhnliche Art nochmals geimpft, ohne daß irgend die geringste Reaktion zu bemerken war. Die wichtigen Untersuchungen werden natürlich fortgesetzt werden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Peronospora-Krankheit der Melonen und Gurken in Ungarn. Die äußerst gefährliche Peronospora-

Krankheit der Melonen und Gurken war, wie Linhart in der „Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten“ mitteilt, bis vor kurzem nur in Nordamerika bekannt, wo sie gelegentlich beträchtlichen Schaden angerichtet hat; den die Krankheit verursachenden Pilz bezeichnete man als Peronospora Cubensis. Im Jahre 1902 wurde diese Erkrankung in Rußland auf Gurkenblättern, die aus dem Gouvernement Twer stammten, konstatiert. Eine gleichzeitig ausgeführte nähere Untersuchung des Pilzes lehrte, daß dieser richtiger als eine Pseudoperonospora zu bezeichnen ist. Im Jahre 1903 trat der Pilz auch in Ungarn, besonders in den südlichen Teilen des Landes, auf, und zwar in erschreckender Weise. Ende Juli erhielt unser Gewährsmann das erste Material, bestehend aus erkrankten Melonen- und Gurkenblättern aus Török-Bece. Beide Seiten der infizierten Blätter zeigten sich mit gelblichbraunen Flecken bedeckt, von denen die auf der Unterseite befindlichen einen mehr oder weniger dichten, violettgrauen, schimmelligen Ueberzug besaßen. Als Gegenmittel wurde Bespritzen mit einer 1—1½ prozentigen Bordeaurbrühe empfohlen. Die Melonen- und Gurkenfelder selbst zeigten ein trauriges Bild der Verheerung. Alle Pflanzen waren mehr oder weniger krank. Auf den früh bebauten Parzellen waren die Gewächse fast vollständig vernichtet. Die meisten Blätter waren ganz vertrocknet, die noch lebenden beiderseits stark fleckig. Die Ranken erwiesen sich als well; die Früchte blieben klein, unentwickelt und zuckerarm, sie wurden notreif und hatten einen faden Geschmack. Der gesamte Schaden belief sich auf etwa 80 Proz. Als bestes Schutz- und Bekämpfungsmittel dürfte sich das rechtzeitige Bespritzen mit 1—1/2 prozentiger Bordeaurbrühe bewähren. Sobald hier und da der Pilz auftritt, muß sogleich gespritzt werden; wenn nötig, ist diese Prozedur nach 14 Tagen zu wiederholen. Das Kraut ist nach der Ernte sorgfältig zu sammeln und zu verbrennen, damit das Ueberwintern des Pilzes verhindert wird. Auch soll man im nächsten Jahre auf den infizierten Gebiet weder Melonen noch Gurken anpflanzen. — („Prometheus“.)

Notizen.

— Das Lessing-Theater wird demnächst Georg Hirschfelds neues Drama „Nebeneinander“ herausbringen. —

— Wilhelm Schmidts (Bonn) dreiaktiges Drama „Die goldene Thür“ wird am 12. November im Münchener Schauspielhaus die Erstaufführung erleben. —

— Die letzten schwedischen Südpolar-Forschungen haben das Vorhandensein einer reichen Pflanzenwelt der Jurazeit in südpolaren Gebieten festgestellt. Auf Ludvig-Philipp-Land (63 Grad 15 Minuten südlicher Breite, 57 Grad westlicher Länge) sind zahlreiche Reste von Schachtelhalmern, Wasserfarren, echten Farnen, Cycadeen und Nadelhölzern aufgefunden worden. Der Natur dieser Pflanzenwelt nach war das Klima zur Jurazeit in den Südpolarländern von demjenigen Europas nicht verschieden. —

Büchereinkauf.

- Karl Hoffeld: „Aus meiner Welt“. Lyrik. Leipzig. Curt Wigand. —
- Hans Wehberg: „Menschheitsleiden“. Lyrik. Leipzig. Curt Wigand. —
- Leo Colze: „Jugend“. Lyrik. Leipzig. Curt Wigand. —
- Franz Sattler: „Tagebuch in Liedern“. Lyrik. Leipzig. Curt Wigand. —
- Luise v. Meny: „Christlicher Reigen“. Lyrik. Leipzig. Curt Wigand. —
- Theo Schäfer: „Lebenskämpfe“. Novellen. Leipzig. Curt Wigand. —
- Lisbeth Reichmann: „Erlauschtes und Erlebtes“. Novellen. Leipzig. Curt Wigand. —
- Felix Freiherr v. Stenglin: „Die Erbprinzessin“. Roman. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. —
- Elisabeth Lichtscheff: „Susannes Tagebuch“. Roman. Leipzig. Curt Wigand. —
- Georg Häffle: „Der verlorene Sohn“. Drama. Leipzig. Curt Wigand. —
- Gustav Schüler: „Die Leichenwärmer“. Komödie. Schmargendorf-Berlin. Verlag „Renaissance“. Preis 50 Pf. —
- Max Nordau: „Der Krieg der Millionen“. Drama. 2. Auflage. Leipzig. B. Glischer Nachf. Preis 2,50 M. —
- Hans Koch: „Deutschland“. Drama. 2. Auflage. Leipzig. Curt Wigand. —
- Rudolf Burghaller: „Die große Sehnsucht“. Drama. Leipzig. Curt Wigand. —
- Elisabeth Reményi: „Ellen Key“. Berlin. Gose u. Teplaff. Heft 32 der Modernen Essays. Preis 50 Pf. —
- Hans Landsberg: „Ibsen“. Berlin. Gose u. Teplaff. Heft 42 u. 43 der Modernen Essays. Preis 1 M. —
- Hans Landsberg: „Eduard Mörike“. Berlin. Gose u. Teplaff. Heft 46 der Modernen Essays. Preis 50 Pf. —
- Emma Edstein: „Die Sexualfrage in der Erziehung des Kindes“. Leipzig. Curt Wigand. —